



Geschäftsstelle der Synode

Drucksache

II / Teil A

2. Tagung der 12. Synode
der Evangelischen Kirche in Deutschland
8. bis 11. November 2015
in Bremen

MÜNDLICHER BERICHT

des
Rates der Evangelischen Kirche in Deutschland

**„Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen,
das tut ihnen auch.“
(Matthäus 7,12)**

Landesbischof Dr. Heinrich Bedford-Strohm

- Es gilt das gesprochene Wort -

Liebe Schwestern und Brüder,

als ich im Mai vor dieser Synode meinen Bericht gegeben habe, hat das Thema Flüchtlinge einen breiten Raum eingenommen. Ich habe mir damals nicht vorstellen können, dass dieses Thema in den Monaten seitdem so sehr ins Zentrum der Debatte in Politik und Gesellschaft, aber natürlich auch in unserer Kirche rücken würde, dass es auch in diesem Bericht einen zentralen Stellenwert haben muss. Wir alle wissen, wie sich die Lage entwickelt hat. Am ersten Septemberwochenende kamen insgesamt rund 20.000 Flüchtlinge am Münchner Hauptbahnhof an. Es gingen Bilder um die Welt, die sich nicht mehr aus dem Gedächtnis auslöschen lassen – und ich spreche sehr bewusst noch einmal davon. Denn es hat nicht lange gedauert, bis genau das unter Rechtfertigungsdruck geriet, was diese Bilder so erstaunlich machte. Und ich bin davon überzeugt, dass es gerade jetzt, wo an die Stelle einer gewissen Euphorie die Nüchternheit getreten ist, wichtig ist, sich daran zu erinnern und die Bilder vom September als besonders ausdrucksstarkes Zeugnis von etwas wahrzunehmen, das nach wie vor im Engagement von vielen Millionen Deutschen andauert. Es war eine gegenüber all den Leid- und Todbildern, die uns gegenwärtig so oft begleiten, wunderbar verkehrte Welt, die da sichtbar wurde und deren Zeuge ich bei meinem Besuch am Münchner Hauptbahnhof zusammen mit Kardinal Marx selbst geworden bin.

1. "Ich bin ein Fremder gewesen..."

1.1. Eine Welle der Hilfsbereitschaft

Menschen, deren Leben eben noch durch Wellen auf dem Meer an Leib und Leben bedroht gewesen war, wurden jetzt mit einer Welle der Hilfsbereitschaft empfangen. In den Gesichtern der Menschen, die in ihren Heimatländern so Fürchterliches erlebt hatten und nun nach einer zum Teil lebensgefährlichen Reise in einem fremden Land ankamen, stand eine Mischung aus ungläubigen Staunen, Erleichterung und auch bloßer Freude.

Die Helferinnen und Helfer, mit denen ich gesprochen habe, haben trotz teilweise vieler Stunden bereits abgeleisteten Dienstes keine Minute an dem tiefen Sinn ihres Tuns gezweifelt. Und schließlich die Einsatzkräfte: Für mich ist ein Foto dieses Tages zu einem der Bilder des Jahres geworden. Es zeigt einen Polizisten am Münchner Hauptbahnhof, der einem gerade angekommenen kleinen Jungen seine Polizeimütze aufsetzt. Beide strahlen um die Wette. Eine Polizeiuniform, nicht Ausdruck einer staatlichen Gewalt, die Terror verbreitet, wie der Junge es in seinem Herkunftsland kennen gelernt haben mag, sondern sichtbarer Ausdruck von Humanität. Als ich dieses Bild gesehen habe, habe ich gedacht: Wie dankbar bin ich, dass ich in einem Land leben darf, wo staatliche Beamte so mit Menschen in Not umgehen.

Deswegen will ich auch an dieser Stelle noch einmal ausdrücklich meinen herzlichen Dank sagen an die vielen, vielen Ehrenamtlichen, die helfen, aber auch an die unzähligen Hauptamtlichen in Politik, Verwaltung, Behörden, Polizei und Hilfsorganisationen, die mit unglaublichem Einsatz dafür sorgen, dass die Erstaufnahme der Flüchtlinge so gut wie möglich gelingt.

Was war es, das in München, in Saalfeld, in Dortmund und in so vielen anderen deutschen Städten die Menschen mobilisiert hat, um andere Menschen willkommen zu heißen, die sie noch nie gesehen hatten? Und aus welcher Quelle kommt es? Was ist es, was die Menschen motiviert hat?

Die Antwort ist nicht schwer zu finden. Es war schlicht und einfach Empathie. Ein Mitgefühl, das das Leid, das vor Terror und Gewalt fliehende Menschen erleben, zum eigenen Leid werden lässt. Das Ausmaß, in dem solche Empathie angesichts des Leids der Flüchtlinge

überall in Deutschland sichtbar und spürbar geworden ist, das ist das eigentlich Historische an dem, was wir erlebt haben und erleben.

Als Kirchen können wir uns über diese Empathie gegenüber Flüchtlingen nur freuen. Und jeder, der der jüdisch-christlichen Tradition wirklich zentrale Prägekraft für unsere Kultur zukommen lassen will, wird für das gelebte Christentum, das in dieser Empathie seinen Ausdruck findet, nur dankbar sein können.

Vor diesem Hintergrund haben Kardinal Marx und ich in den zurückliegenden Monaten die Bundeskanzlerin immer wieder klar in ihrem Bemühen unterstützt, im Umgang mit Flüchtlingen die Humanität ins Zentrum zu stellen und auch unter schwierigen Bedingungen diesen flüchtlingspolitischen Kurs zu halten und der Versuchung zu widerstehen, auf einen Kurs der Abschottung und des Einzäunens von Europa einzuschwenken. Der Versuch, uns durch Abschottung die faktisch ja vorhandene massive Not vom Leibe zu halten, wäre ethisch nicht zu rechtfertigen. Deswegen bekräftige ich diese Unterstützung heute ausdrücklich.

Und das hat zu tun mit der „Ethik der Einfühlung“, die zu den absoluten Kernelementen der jüdisch-christlichen Tradition gehört.

1.2. Die Ethik der Einfühlung und der Schutz des Fremden

Wir Christen glauben zusammen mit den Juden an einen Gott, dessen Wesen von seiner mitleidenden und mitfühlenden Zuwendung zu den Menschen geprägt ist. Das Wort, das in unserer Überlieferung dafür steht, ist Barmherzigkeit. Wir glauben an einen Gott, der sich erbarmt, wenn Menschen zu ihm um Hilfe schreien: *"Er sah ihre Not an [...] und es reute ihn"* (Psalm 106,44f.).

Es gehört zum Wesen dieses Gottes, an den wir glauben, dass es einer ist, der sein Volk aus der Unterdrückung, aus der Sklaverei in Ägypten herausgeführt hat in die Freiheit.

Das Gebot zum Schutz des Fremdlings wird ausdrücklich in dieser als heilsam erfahrenen Beziehungsgeschichte Gottes mit den Menschen verwurzelt:

"Wenn ein Fremdling bei euch wohnt in eurem Lande," – heißt es im 3. Buch Mose – *„den sollt ihr nicht bedrücken. Er soll bei euch wohnen wie ein Einheimischer unter euch, und du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid auch Fremdlinge gewesen in Ägyptenland. Ich bin der HERR, euer Gott. (3. Mose 19,33f.; ähnlich 5. Mose 10,19f.; 2. Mose 22,20).*

Diese Begründung kann als geradezu klassischer Ausdruck der Verwurzelung der Liebe zum Mitmenschen in der Gottesbeziehung gesehen werden. Denn es heißt hier gerade nicht einfach: Du sollst die Fremdlinge lieben! Sondern es wird gleichzeitig für das Gebot geworben, in einer doppelten Weise. Zum einen wird an die Einsehbarkeit des Gebots aufgrund der eigenen Erfahrung appelliert: "Du weißt doch, wie es ist, fremd zu sein und ausgegrenzt zu werden. Also handle an dem Fremden genauso, wie du selbst es dir wünschen würdest, wenn du in der gleichen Situation wärst!" Und die zweite Weise, in der für das Gebot geworben wird, bezieht sich direkt auf Gott selbst. "Denn ich bin der Herr, dein Gott" heißt es zum Schluss. Ich mache mir die Sache aller Fremden zu Eigen, wie ich mir eure Sache zu eigen gemacht habe. Ich bin euer Gott, ich habe die Fremdlinge lieb. Also habt auch ihr die Fremdlinge lieb!

Mit dem konstitutiven Charakter der Einfühlung stoßen wir auf ein Charakteristikum jüdisch-christlicher Ethik, das bei der Frage nach dem Umgang mit dem Fremdling besonders deutlich wird, das aber für die Ethik als ganze gilt. Besonders deutlich wird das, wenn wir einen

bestimmten Aspekt des für die christliche Ethik so zentralen Doppelgebots der Liebe näher betrachten, nämlich seine enge Verbindung zur sogenannten "Goldenen Regel": *"Alles, was ihr wollt, dass euch die Leute tun sollen, das tut ihnen auch. Das ist das Gesetz und die Propheten"* (Matthäus 7,12). Die andere Stelle im Neuen Testament, an der diese zusammenfassende Formel "Das ist das Gesetz und die Propheten" noch vorkommt, ist das Doppelgebot der Liebe: Gott lieben und den Nächsten lieben.

Es ist einigermaßen erstaunlich, dass das Liebesgebot damit so eng verknüpft wird mit der Goldenen Regel. Denn häufig gilt das Liebesgebot als die Krone des Christentums, während die Goldene Regel eher als vergleichsweise unspektakuläre Gegenseitigkeitsregel gilt. Aber das ist falsch. Die Goldene Regel zeigt uns viel mehr, wie viel Sinn es macht, dem Liebesgebot gemäß zu leben. Das wird gerade am Umgang mit den Flüchtlingen deutlich. Denn es folgt daraus eine Ethik der Einfühlung: "Stell dir vor, du wärest in dieser Situation. Würdest du dir nicht auch eine faire Behandlung wünschen?"

Dass Gott sich mit den Fremden identifiziert, dass der Schutz des Fremden in der Bibel in einem unlöslichen Zusammenhang mit der Gottesbeziehung gesehen wird, findet seine Spitzenformulierung im Gleichnis vom Weltgericht, in dem der Umgang mit dem Fremdling als Prüfstein für den Umgang mit Christus selbst gesehen wird. Sie alle kennen den Satz, der mit guten Gründen wahrscheinlich selten so oft öffentlich zitiert worden ist wie in diesen Tagen: *"Ich bin ein Fremder gewesen," sagt Christus, "und ihr habt mich aufgenommen [...]"* (Matthäus 25,35).

Weil der Zusammenhang zwischen dem Gott, der unsere Kraft- und Lebensquelle ist, und dem verletzbaren Mitmenschen so unlöslich ist, deswegen können wir in diesen Tagen in den Diskussionen um den richtigen Umgang mit Flüchtlingen nie anders reden als mit Empathie.

Wenn ich gefragt werde, was wir als evangelische Kirche angesichts der Vielzahl von Flüchtlingen tun, dann kann ich von den 120.000 ehrenamtlichen Helferinnen und Helfern erzählen, die sich engagieren. Ich kann die hohen Geldsummen nennen, die auch Kirchen und Diakonie bereitstellen für die erste Unterstützung und für die nachhaltigen Maßnahmen. Ich kann von guten Beispielen berichten: hier aus Bremen von der Gemeinde Arsten-Habenhausen, die im Asylkreis Arsten aktiv ist und sich bei der Erstaufnahme engagiert – mit Wohnraum, mit dem "Café Welcome", mit Kinderkino, gemeinsamen Ausflügen und anderem. Von den Stadtteilmüttern in Berlin-Neukölln, die im Auftrag von Aktion Sühnezeichen Familien mit Migrationshintergrund beraten. Oder von der Kirchengemeinde Düsseldorf-Garath, in der ehrenamtlich tätige Kulturvermittlerinnen und -vermittler Flüchtlingsfamilien im Alltag begleiten. Und ich berichte von Begegnungen mit Älteren in unseren Gemeinden, die mir sagen: Wir sind 1945 als Heimatvertriebene hergekommen. Wir wissen, was Flucht und Vertreibung heißen. Deshalb wollen wir jetzt helfen. Der wichtigste Beitrag, den die Kirchen in der jetzigen Situation leisten können, ist diese Ethik der Einfühlung, der Empathie, die uns dazu bewegt, uns zu engagieren – und die mit einer Spiritualität der Barmherzigkeit zusammenhängt, von der unsere Religion, unser Glaube lebt.

1.3. Empathie, Ängste und Wachsamkeit

Wer die Situation der letzten Monate aufmerksam einfühlend wahrnimmt, wird sehen und ernst nehmen, dass viele Menschen mit Überforderungsgefühlen ringen und sich Sorgen machen, dass wir die andauernd hohe Zahl ankommender Flüchtlinge irgendwann nicht mehr bewältigen können. Eine Haltung der Einfühlsamkeit kann ja nicht bedeuten, dass wir nicht mehr von den Ängsten reden dürfen, die manche umtreiben. Unsere Empathie brauchen auch die, die sich als Verlierer gesellschaftlicher Verteilungsprozesse fühlen oder Angst haben, zu Verlierern zu werden. Die Angst vor dem Unbekannten und davor, dass sich et-

was in unserem Leben verändert. Die Angst, dass die Integration der vielen Menschen nicht gut gelingt. Oder die Angst vor sozialer Ungerechtigkeit, dass nun die Schwachen gegen die Schwachen ausgespielt werden. Solche Ängste müssen offen ausgesprochen werden dürfen, ohne dass sie gleich als politisch unkorrekt oder als unchristlich etikettiert werden.

Aber es kommt entscheidend darauf an, wie wir über solche Ängste reden. Auch unser Reden über diese Ängste muss von Empathie geprägt sein. Wenn es das nicht mehr ist, ist unser Nein gefordert.

Niemand unterschätze die Bedeutung von Worten. Worte, wenn sie von Empathie geprägt sind, können dazu motivieren, mit Schutzsuchenden würdig umzugehen, auch wenn es Probleme gibt, und ihnen im Übrigen auch dann noch beizustehen, wenn sie nach Ende ihres Asylverfahrens nicht hier bleiben können. Worte können – wenn sie von menschlicher Kälte geprägt sind – aber auch dazu führen, dass sich ablehnende Stimmungen gegen Asylsuchende aufbauen und Einstellungen salonfähig werden, die die christlichen Grundorientierungen und die in ihnen zum Ausdruck kommende Menschenwürde mit Füßen treten. Und sie können dazu führen, dass sich Menschen ermutigt fühlen, die zu brutaler Gewalt greifen. Der Messerattentäter von Köln hat sich bei seinem Anschlag auf die Kölner OB-Kandidatin auf Stimmungen in der Bevölkerung gegen Flüchtlinge berufen. Gewaltattacken auf Geflüchtete und Brandanschläge auf ihre Unterkünfte werden durch solche Stimmungen genährt.

Daher ist in diesen Tagen höchste Wachsamkeit gegenüber allem aufkeimenden Rechtsterrorismus geboten. Gegen solchen Rechtsterrorismus müssen alle rechtsstaatlichen Mittel aufgeboten werden. Das Gleiche gilt für den Rechtsradikalismus als seinen Nährboden.

Das Erschreckendste am Rechtsradikalismus und seinen rechtspopulistischen Vorstufen ist für mich seine menschliche Kälte. Man kann über alles diskutieren: über Möglichkeiten der Steuerung der Flüchtlingsbewegungen, über die Notwendigkeit der Rückführung, über Registrierzentren für Flüchtlinge und auch über Überforderungsgefühle bei der Aufnahme. Aber es darf dabei nie eine menschliche Kälte zum Ausdruck kommen, die unberührt bleibt vom Leid der Menschen, um die es geht. "Sprache dichtet und denkt nicht nur für mich, sie lenkt auch mein Gefühl, sie steuert mein ganzes seelisches Wesen [...]. Worte können sein wie winzige Arsendosen: sie werden unbemerkt verschluckt, sie scheinen keine Wirkung zu tun, und nach einiger Zeit ist die Giftwirkung doch da."¹ Das hat Victor Klemperer formuliert, als er die Sprache des "Dritten Reiches" analysierte.

Wenn Wortführer einer radikalisierten "Alternative für Deutschland" unverhohlen rechtsradikale Ressentiments schüren, und in "PEGIDA"-Demonstrationen hasserfüllte Parolen skandiert werden, dann hat das mit einem lebendigen Diskurs, wie ihn die Demokratie braucht, nichts mehr zu tun. Wer bei deren Demonstrationen mitläuft, muss sich im Klaren darüber sein, dass er rechtsradikalen Hetzparolen, die dort geäußert werden, Legitimation verleiht. Von "Volksverräter"-Parolen bis zu Brandanschlägen ist es nicht weit. Deswegen sage ich hier in aller Deutlichkeit: wer in dieser schwierigen Situation Gift in die deutsche Gesellschaft streut, stellt sich damit gegen alles, was das Christentum in seinem Kern ausmacht!

Wie ist nun aber auf die jetzige Situation zu reagieren?

¹ Victor Klemperer, LTI. Notizbuch eines Philologen [1957]. Leipzig 1996, S. 21.

2. Die doppelte Ankunft gestalten

2.1. Menschen aufnehmen – Europas Verantwortung

Die erste Ankunft zu gestalten, ist die Verantwortung Europas. Es ist offensichtlich, dass sich die Europäische Union bisher als unfähig erwiesen hat, mit der Situation angemessen umzugehen. Wenn es sich wirklich auf seine christlichen Wurzeln berufen will, dann müssen alle Länder Europas auch bereit sein, Menschen in Not aufzunehmen. Dass die Grenzen der Aufnahmekapazitäten Europas schon erreicht sind, wird man nicht sagen können, wenn man die Aufnahmezahlen zu den 500 Millionen Einwohnern Europas in Relation setzt und sich dann klar macht, wie viele Flüchtlinge von anderen Ländern wie Jordanien, dem Libanon und der Türkei aufgenommen werden. Angesichts der Not müssen alle ihren Beitrag leisten, auch die EU. Angesichts der religiösen Wurzeln Europas im Christentum und der damit verbundenen moralischen Orientierungen vielleicht gerade Europa.

Aber darüber besteht in Europa keine Einigkeit. Deswegen habe ich vor zwei Wochen in meiner Eigenschaft als EKD-Ratsvorsitzender und als Landesbischof der gastgebenden bayerischen Landeskirche zusammen mit dem Generalsekretär des Weltkirchenrats 35 Vertreter von Kirchen aus 20 Ländern Europas und des Nahen Ostens nach München eingeladen. Wir wollten ausloten, was wir als Kirchen tun können, um den Geflohenen so zu begegnen, dass es unseren christlichen Grundorientierungen gerecht wird und wir wollten damit auch einen klaren kirchlichen Gegenakzent gegen die Entsolidarisierung und Re-Nationalisierung Europas setzen. Die Erzbischöfin der Kirche von Schweden, Antje Jackelén, ganz im Norden Europas, war ebenso dabei wie der vom IS aus seiner Stadt vertriebene syrisch-orthodoxe Erzbischof von Mossul, Mor Nicodemus, mit dem ich bei meinem Besuch im Nordirak vor gut einem Jahr zusammen mit den aus Mossul vertriebenen Christen schon in Erbil Gottesdienst gefeiert hatte.

Das Treffen hat für mich ein gemeinsames Zeichen der Hoffnung gesetzt. In drei wichtigen Punkten waren sich alle Teilnehmer einig – und das war angesichts der ganz unterschiedlichen Herkunftsländer alles andere als eine Selbstverständlichkeit:

Erstens – Humanität und Menschenwürde kennen für uns keine Grenzen. Denn Gott selbst begegnet uns im Fremden. Flüchtlinge sind kein statistisches Zahlenwerk. Kein Strom und keine Flut. Sondern Menschen mit Würde, geschaffen zum Ebenbilde Gottes!

Zweitens – Wir wollen in unseren Ländern Mut machen, auch in Zukunft solidarisch mit Menschen auf der Flucht vor Krieg und Terror zu sein. Wir wollen unser je unterschiedliches Gewicht in unseren eigenen Ländern nutzen, um für ein entsprechendes Handeln unserer Regierungen einzutreten.

Und schließlich drittens – als Kirchen sprechen wir uns gemeinsam gegen einen Kurs der Re-Nationalisierung in Europa aus. Wir sind fest davon überzeugt, dass das Friedensprojekt Europa nichts von seiner Bedeutung verloren hat, sondern vielleicht niemals wichtiger war als heute!

Über unsere kirchlichen Kontakte bekommen diejenigen, um deren Not es geht, ein Gesicht. Während ich schon hier in Bremen war, hat mich jetzt das Mail einer Frau aus Syrien erreicht, die jetzt in Bayern lebt und mir über ihre familiären Kontakte regelmäßig Einblick in die Dramatik der Situation in Nordsyrien gibt. "Die Situation der Christen vom Khabour" – sagt sie – "spitzt sich immer weiter zu, vorgestern Nacht sind 25 syrische Christen aus der Gegend von Hasaka bei dem Versuch, das Mittelmeer zwischen der Türkei und Griechenland zu überqueren, spurlos verschwunden – unter anderem Frauen und Kinder. Es steht zu befürchten, dass sich angesichts des drohenden Winters und der Perspektivlosigkeit noch mehr Menschen auf diesen gefährlichen Weg machen. Wir versuchen, sie abzuhalten, mah-

nen zur Geduld, aber viele der Flüchtlinge wissen weder ein noch aus und haben kein sicheres Dach über dem Kopf. Eine Rückkehr in die Dörfer ist keine Option, IS wütet nach wie vor, alles ist verwüstet und bestimmt keine Zuflucht für traumatisierte Menschen [...]. Deshalb nochmals meine dringende Bitte: Kann man diesen Menschen gar nicht legal und schnell helfen?"

Und wenig später kam noch ein Mail, mit nur einem Satz: "Gerade eben erhielten wir die Information, dass von den Verschwundenen bis jetzt 10 ertrunken am Strand in der Türkei angespült wurden."

Liebe Schwestern und Brüder, das sind die Menschen, über die wir reden, wenn wir über den Status der syrischen Flüchtlinge diskutieren.

Ich bin froh, dass es zu keiner Verschlechterung ihres Status als Flüchtlinge in Deutschland kommen wird. Das hat der Bundesinnenminister am Freitagabend klargestellt, nachdem es zunächst anders lautende Medienberichte gegeben hatte. Für die beiden christlichen Kirchen – und ich darf das heute auch nach Rücksprache mit Kardinal Marx sagen – ist eine rechtliche Herabstufung von syrischen Flüchtlingen und eine Flüchtlingspolitik der Abschreckung und der Abschottung gegenüber Menschen, die vor dem Horror des IS fliehen, nicht akzeptabel. Gerade die rechtliche Ausgestaltung des Familiennachzugs werden wir als Kirchen genau verfolgen.

Es braucht sichere und legale Wege nach Europa – etwa ein europäisches Neuansiedlungsprogramm, die Erleichterung des Familiennachzugs und die Vergabe humanitärer Visa. Statt Zwangsmaßnahmen braucht es Anreize für die so wichtige Registrierung der Flüchtlinge durch umfassende Information und Rechtsberatung in allen EU-Staaten. Die gemeinsamen Standards und Regeln des Gemeinsamen Europäischen Asylsystems müssen überall in der EU angewendet werden, besonders, was den Zugang zum Asylverfahren und die Aufnahmebedingungen angeht. Der Schutz und die Aufnahme von Flüchtlingen sind eine gemeinsame europäische Aufgabe. Sie muss als solche wahr- und angenommen werden. Dazu gehört vor allem, dass die Verteilung der Flüchtlinge innerhalb Europas die Bedürfnisse und Interessen der Schutzsuchenden berücksichtigt. Und das europäische Asylrecht darf nicht durch die Einführung einer immer weiter ausgedehnten Liste sicherer Herkunftsstaaten ausgehöhlt werden.

Ganz bestimmt brauchen die Menschen dort unser Gebet. Das Gebet ist Zuflucht gegen die Ohnmachtsgefühle. Das Gebet ist ein täglicher Protest gegen das Vergessen. Vor allem aber ist das Gebet Ausdruck der tiefen Überzeugung von uns Christen, dass Gott diese Welt nicht allein lässt, dass die Gewalt und das Leid am Ende nicht das letzte Wort haben wird, sondern die Tränen abgewischt werden und kein Leid noch Geschrei mehr sein wird.

Wir treten nicht nur für Christen ein, sondern genauso für Verfolgte muslimischen Glaubens. Alle miteinander sind sie zum Bilde Gottes geschaffen und verdienen unser Eintreten für ihren Schutz. Umgekehrt erhoffen wir, dass die muslimischen Gemeinschaften sich klar vernehmbar für die verfolgten Christen in Syrien und im Nordirak einsetzen und auf ihr unermessliches Leid hinweisen. Navid Kermani hat in seiner Dankesrede zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels ein eindrucksvolles Beispiel dafür gegeben. Schutz vor Verfolgung und Religionsfreiheit sind ein Menschenrecht. Das sollten Religionen als Kräfte des Friedens gemeinsam immer wieder laut und deutlich sagen.

Ich will noch ein anderes großes Thema im Hinblick auf die Flüchtlinge ansprechen, das eine Schlüsselbedeutung für die Frage hat, ob wir erfolgreich mit der Situation umgehen werden, und bei dem auch gerade wir als Kirchen einen spezifischen Beitrag zu leisten haben: Es ist das Thema der Integration, die so etwas wie die zweite Ankunft der Flüchtlinge ist.

2.2. Die zweite Ankunft gestalten: Integration

Die Integrationsanstrengungen, die wir in den nächsten Jahren vor uns haben, werden umfangreich sein. Es müssen Kindertagesstättenplätze geschaffen werden. Es müssen bezahlbare Wohnungen gebaut werden. Es müssen neue Lehrerinnen und Lehrer angestellt werden. Es ist für das Gelingen von Integration von zentraler Bedeutung, dass das Thema soziale Gerechtigkeit dabei im Blick behalten wird. Das Thema soziale Gerechtigkeit ist auch ganz unabhängig von der Flüchtlingsfrage ein zentrales Thema für den sozialen Zusammenhalt. Wir haben als Kirchen in vielen öffentlichen Erklärungen, wie etwa Denkschriften, darauf hingewiesen. Nun liegt dieses Thema in seiner Bedeutung noch deutlicher vor Augen. Deswegen ist es richtig, jetzt viel Geld in die Hand zu nehmen, um die Voraussetzungen dafür zu schaffen, dass der soziale Friede erhalten und vielleicht sogar gestärkt wird. Das ist schon aus moralischen Gründen notwendig. Ich bin aber davon überzeugt, dass es sich auch für unsere Gesellschaft insgesamt auszahlen wird.

2.2.1. Integration ist keine Einbahnstraße

Die Menschen, die hier her kommen, bringen ihre jeweiligen kulturellen und religiösen Hintergründe mit. Sie kommen in ein freies Land, in dem sie ihre religiösen und kulturellen Traditionen auch leben können. Das genau ist es, was die Freiheit ausmacht. Und deswegen ist in einem freien Land Kultur nie etwas Statisches. Sie ist dynamisch. Sie verändert sich. Und das ist auch gut so. Wir haben viele Dinge in unserem Land liebgewonnen, die früher als fremd und kulturfremd galten.

Dass es aber Prinzipien gibt, auf die sich die Menschen einzulassen bereit sein müssen, die hier leben wollen, das muss auch klar sein.

Es sind die Menschenrechte, die so etwas wie die DNA unseres Grundgesetzes bilden. Dass sie in unserem Land einen so zentralen Stellenwert haben, ist ein wichtiger Grund, warum die Menschen auf der Flucht aus ihren Ländern gerade hierher fliehen. Dass die Menschenrechte sich in besonderer Weise christlichen Wurzeln verdanken, darf und soll man sagen. Aber ihr Kern, die Glaubens- und Gewissensfreiheit, ist gerade deswegen so anziehend, weil er jenseits der eigenen Religion offen ist für andere religiöse Traditionen und ihnen ein gleiches Recht zur Ausübung ihres Glaubens gibt. Überall da, wo Intoleranz zwischen verschiedenen religiösen Traditionen sichtbar wird, muss klar gemacht werden, welcher Segen es ist, dass hier nach der langen Lerngeschichte der letzten Jahrhunderte Regeln des friedlichen Zusammenlebens gelten, die nicht zur Disposition stehen können. Auch die Gleichberechtigung von Frauen gehört zu der menschenrechtlichen Ausrichtung unserer Gesellschaft. Es wird eine große Herausforderung für die Bildungsarbeit in unserem Land sein, das in die Herzen von Menschen zu bringen, die in ihren Kulturen oft von anderen Frauenbildern geprägt worden sind.

Lernerfahrungen werden auch eine wichtige Rolle spielen müssen, wenn es um ein anderes uns besonders wichtiges Thema geht: Wenn Menschen jetzt aus arabischen Ländern zu uns kommen, in denen Antisemitismus Teile der Kultur mitbestimmt, dann müssen wir ihnen tatsächlich in dieser Hinsicht klare Lernerfahrungen hier in Deutschland zumuten. Dass Antisemitismus gerade in Deutschland tabu ist, hat gute Gründe, die wir alle kennen. Wenn wir im nächsten Jahr in das Reformationsjubiläumsjahr gehen, werden wir deswegen auch weiterhin immer wieder selbstkritisch von den antijudaistischen Schmähschriften Martin Luthers reden müssen, die den modernen Antisemitismus in so unseliger Weise befördert haben. Unsere Gesellschaft muss jedenfalls klar Flagge zeigen gegenüber allen rechten Hetzern, die heute wieder auf Demonstrationen öffentlich antisemitische Parolen rufen.

2.2.2. Integration braucht den interreligiösen Dialog

Damit Integration gelingt, müssen die Religionen gesprächsfähig sein. Ich bin im vergangenen Jahr gerade auch von der Politik immer wieder auf die Notwendigkeit angesprochen worden, dass die Religionen durch eine Kultur wechselseitiger Verständigung zum gesellschaftlichen Frieden beitragen sollten. Ich glaube, dass wir angesichts der Missbrauchsanfälligkeit von Religionen mit ihren jeweiligen Heiligen Schriften und deren Aussagen zu Gewalt diese Verantwortung als Friedensstifter tatsächlich haben. Dabei kommt dem Dialog zwischen Christentum und Islam eine besondere Rolle zu.

Jeder Mensch ist geschaffen zum Bilde Gottes. Und deswegen verdient er Achtung und Wertschätzung unabhängig von seinen religiösen Überzeugungen. Dieser Geist muss auch unsere Gespräche und Begegnungen mit den Vertreterinnen und Vertretern anderer Religionen prägen, gerade dann, wenn wir auch die Differenzen zwischen den Religionen deutlich machen.

Dazu gehört auch, dass wir die Beurteilung der jeweils anderen Religion nicht an ihren Pervertierungen festmachen, sondern mindestens genauso an ihren starken und zukunftsfähigen Ausdrucksformen. Für das Christentum in Geschichte und Gegenwart wünschen wir uns das ja auch.

Für das Verhältnis zum Islam heißt das: Wenn religiöse Gruppen oder Staaten sich zur Legitimierung von Terror, Gewalt und Unterdrückung auf die islamische Religion berufen, dann muss den dahinter stehenden menschenfeindlichen Ideologien in aller Klarheit widersprochen werden. Die Berufung auf Gott zur Misshandlung oder Ermordung von Menschen, die doch geschaffen sind zu seinem Bilde, ist nichts anderes als Gotteslästerung. Umso nachdrücklicher sollten wir all diejenigen in den Religionen – insbesondere auch im Islam – unterstützen, die mit uns genau an diesem Punkte einig sind.

Auch daran, ob wir so tief in unserem eigenen Glauben verwurzelt sind, dass wir ohne Angst auf andere Religionen zugehen können, wird sich entscheiden, ob Integration gelingt!

Ich habe mich vor diesem Hintergrund sehr über die Worte Navid Kermanis, Worte also einer prominenten muslimischen Stimme unseres Landes, gefreut, der in seinem jüngsten Buch schreibt: "Wenn ich etwas am Christentum bewundere, oder vielleicht sollte ich sagen: an den Christen [...], dann ist es nicht etwa die geliebte Kunst, nicht die Zivilisation mitsamt der Musik und Architektur, nicht dieser oder jener Ritus, so reich er auch sein mag. Es ist die spezifisch christliche Liebe [...]". Und Kermani fährt dann fort: Eine Liebe, "die über das Maß hinaus geht, auf das ein Mensch auch ohne Gott kommen könnte."² Eine Sprache der Empathie und wertschätzenden Einfühlung, aber auch der Ehrlichkeit im Umgang mit der eigenen Geschichte muss der Grundton des interreligiösen Gespräches sein.

3. Zum Licht berufen

Liebe Schwestern und Brüder, die Not der Flüchtlinge und die Notwendigkeit, ihr zu begegnen, unterbricht uns an vielen Stellen in unseren Alltagsgeschäften. Auch in meinem Bericht steht sie im Mittelpunkt und führt dazu, dass andere wichtige Themen, die uns in den letzten Monaten beschäftigt haben und über die zu berichten wäre, weniger Raum einnehmen als sie eigentlich verdienen. Ich kann dazu nur auf den schriftlichen Ratsbericht verweisen, den Sie alle mit den Tagungsunterlagen zugeschickt bekommen haben.

Vier Themen sind aber so zentral, dass ich hier auf sie ausdrücklich eingehen möchte:

² Navid Kermani, Ungläubiges Staunen. Über das Christentum, München 2015, S. 169.

3.1. Klimapolitik – Zentrale Weichenstellung in Paris

Angesichts der zu erwartenden Wanderungsbewegungen durch einen möglichen Anstieg des Meeresspiegels und die dadurch verursachte Überflutung der Küstenregionen habe ich in meinem letzten Bericht im Mai gesagt: Klimapolitik ist die Flüchtlingspolitik der Zukunft. Wir stehen in diesen Tagen vor einer zentralen Weichenstellung in der Klimapolitik. Die Klimakonferenz von Paris Anfang Dezember wird darüber entscheiden, ob es gelingt, ein verbindliches Regelwerk auf den Weg zu bringen, das den Temperaturanstieg auf unter 2 Grad Celsius zu begrenzen in der Lage ist. Die im Weltkirchenrat zusammengeschlossenen Kirchen haben seit Jahrzehnten immer wieder darauf gedrungen, aus der Überzeugung, dass die Natur Schöpfung Gottes ist und deswegen Achtung verdient, entsprechende politische Konsequenzen zu ziehen. Nun hat auch die katholische Weltkirche mit der Enzyklika „Laudato Si“ von Papst Franziskus in dieser Hinsicht ein klares Zeichen gesetzt, über das ich mich von Herzen freue. Die Kirchen der Welt fordern in großer Einmütigkeit, dass die Staaten in Paris ihrer Verantwortung gerecht werden.

Es geht hier um ökologische Fragen, aber es geht auch um Gerechtigkeitsfragen. Schon der gesunde Menschenverstand, erst recht aber eine vom christlichen Glauben geprägte Grundperspektive muss das Recht eines jede Menschen unterstreichen, Anteil zu haben an den natürlichen Ressourcen dieser Erde, die ja nicht uns gehört, sondern uns anvertraut ist. Damit ist ein Zustand völlig unvereinbar, nach dem ein Teil der Weltbevölkerung, der jetzt lebt, zur Aufrechterhaltung seines Lebensstils Fakten schafft, die ein anderer Teil der Weltbevölkerung, der jetzt lebt und viele Generationen, die nach uns leben, bitter bezahlen muss. Wir schreiben massiv rote Zahlen. Andere werden die Schulden bezahlen müssen, die wir jetzt machen. Diese Schulden werden dadurch nicht weniger, dass sie in keinem Haushaltsplan auftauchen. Um das Gerechtigkeitsproblem deutlich zu machen, muss man nur die Zahlen zur CO₂-Emission weltweit zur Kenntnis nehmen. In Deutschland liegen sie bei ca. 10 t pro Kopf pro Jahr. In Ruanda bei 0,05 t. Die Konsequenzen des Klimawandels tragen aber ausgerechnet die Länder in besonderem Maße, die am wenigsten zu seiner Verursachung beigetragen haben. Diese Sachlage ist klar. Wir machen uns als Kultur unglaubwürdig, wenn wir nicht endlich die notwendigen Konsequenzen daraus ziehen. Deswegen haben wir in Erklärungen sowohl auf EKD-Ebene als auch auf europäischer Ebene als auch gemeinsam mit Vertretern anderer Religionen auf Weltebene nachdrücklich dafür geworben.

Wir werden in Paris selbst präsent sein und versuchen, den versammelten Staatslenkern ihre Verantwortung noch einmal deutlich einzuschärfen.

3.2. Die Debatte um den assistierten Suizid

Vor wenigen Tagen hat der Deutsche Bundestag zwei überaus wichtige Entscheidungen zum Umgang mit dem Sterben in unserer Gesellschaft getroffen. Mit Recht sprach Bundespräsident Norbert Lammert zu Beginn der Beratungen von dem wohl anspruchsvollsten Gesetzgebungsvorhaben der Legislaturperiode. Ich bin dankbar für die Intensität, mit der die Debatte in der Öffentlichkeit geführt wurde. Und ich habe den Eindruck, dass die Stimme der Kirche nicht nur zu vernehmen war, sondern die vorgetragenen Argumente auch Beachtung fanden.

Am 5. November wurde das Gesetz zur Verbesserung der Hospizversorgung und zur Stärkung der Palliativmedizin beschlossen. Die vom Bund zur Verfügung gestellten Mittel werden dazu beitragen, die Versorgung und medizinische Betreuung sterbender Menschen zu verbessern. Ich bin dankbar, mit unserem Synodalen Bundesminister Hermann Gröhe, einen Anwalt dieses Anliegens in höchster politischer Verantwortung zu wissen.

Am 6. November standen dann vier Gesetzentwürfe zur Problematik des assistierten Suizids zur Abstimmung. Ich freue mich, dass der Gesetzentwurf von Brand/Griese angenommen worden ist. Und da Kerstin Griese so maßgeblichen Anteil daran hatte, darf ich ihr vielleicht auch an dieser Stelle sagen: Herzlichen Glückwunsch dazu!

Mit der Entscheidung des Bundestages ist nun klar, dass öffentlich propagiertes geschäftsmäßiges Anbieten der Hilfe zum Suizid nicht hingenommen werden kann. Denn damit erscheint der Suizid nicht als Grenzfall, sondern als ein normaler Weg. Auf der anderen Seite bleiben im persönlichen Arzt-Patient-Verhältnis aber auch Gewissensspielräume erhalten, die der Tatsache Rechnung tragen, dass sich nicht jeder Einzelfall rechtlich regeln lässt.

Ganz unabhängig von der Entscheidung im Bundestag war die Debatte, die wir im letzten Jahr geführt haben, ein großer Gewinn. Es war eine sehr ernsthafte Debatte. Sie war von hoher ethischer Sensibilität geprägt. Ich finde es bemerkenswert, dass es im Deutschen Bundestag keine Gruppe gab, die für eine Tötung auf Verlangen eingetreten ist, wie sie in Holland oder Belgien zugelassen ist. Und bei allen Gesetzesentwürfen war klar, dass ethische Maßstäbe bei diesem Thema eine zentrale Rolle spielen müssen. Die Debatte hatte auch eine wichtige Aufklärungsfunktion. Immer wieder habe ich gemerkt wie wichtig es ist, überhaupt erst einmal zu informieren. Noch immer wissen viele Menschen gar nicht, dass sie schon nach der geltenden Rechtslage von niemandem gezwungen werden können, ihr Leben durch irgendwelche medizinischen Maßnahmen verlängern zu lassen.

Jetzt ist das Wichtigste, dass wir die Menschen beim Sterben gut begleiten. Da sind wir als Kirchen auch in der Seelsorge gefragt. Wir können damit unseren Beitrag dazu leisten, dass Menschen gar nicht den Wunsch entwickeln, sich das Leben zu nehmen.

3.3. Reformationsjubiläum – Gott neu entdecken

Ein Ratsbericht in diesem Jahr kann nicht enden ohne einen Blick auf das Schwerpunktthema unserer Tagung, das Reformationsjubiläum. Vor wenigen Wochen, mitten in den kontroversen Diskussionen um die Aufnahme von Flüchtlingen in den unterschiedlichen Ländern Europas habe ich ein Vorhaben im Zusammenhang mit dem Reformationsjubiläum 2017 der Presse vorgestellt, das nicht aktueller hätte sein können. Mit einem „Europäischen Stationenweg“ wollen wir 500 Jahre nach der Reformation Menschen in Europa miteinander verbinden. Von November 2016 bis Mai 2017 wird ein Reformations-Truck 67 Orte in Europa, von Italien und England bis Finnland und Polen, besuchen. Aus Bayern gehören Augsburg, Coburg und Nürnberg dazu. An den offiziellen Stationen laden Kirchengemeinden und Kommunen für jeweils 36 Stunden dazu ein, regionale Zeugnisse und Traditionen der Reformation neu zu entdecken.

Genau so etwas brauchen wir jetzt. Es gilt, unser christliches Erbe in Europa neu zu entdecken, uns darüber zu verständigen und daraus Impulse für die drängenden Fragen von heute zu gewinnen. Das hat mir einmal mehr gezeigt: Was wir für das Reformationsjubiläum 2017 gegenwärtig planen, könnte aktueller nicht sein. Wir brauchen neue spirituelle Kraft, um die Herausforderungen der Gegenwart zu bewältigen. Die Ethik der Einfühlung, die ich für einen so zentralen Beitrag der Kirchen in der aktuellen Situation halte, lebt von solcher spiritueller Kraft.

Das Jubiläumsjahr 2017 bietet eine einmalige Chance, dass viele Menschen eine solche Spiritualität erleben und für sich neu entdecken können. Und es ist vielleicht kein Zufall, dass es ein Glaubens- wie ein ethisches Thema gleichermaßen waren, in denen in den vergangenen Monaten das große ökumenische Vertrauen am deutlichsten sichtbar geworden ist, aus dem wir gegenwärtig leben dürfen. Auf meine gemeinsamen Aktivitäten in der Flüchtlingsfrage mit Kardinal Marx habe ich schon hingewiesen. Die Wurzel dieser Gemeinsamkeit ist die tiefe Überzeugung, dass es für uns als Christen heute zuallererst darum geht, Christus neu zu bezeugen. Das tun wir in der Flüchtlingsarbeit. Und das wollen wir tun, indem wir das Reformationsjubiläum als großes Christusfest in ökumenischem Horizont feiern.

Gott neu erfahren, denken, bitten, erzählen und vertrauen – das sind wichtige Signale, die von dem Reformationsjubiläum ausgehen sollen – in guter ökumenischer Gemeinsamkeit. Wir wollen neu von Gott reden, neu nach Gott fragen, wollen das Gespräch suchen nicht allein mit anderen Religionen, sondern auch und gerade mit jenen, die seit langer Zeit konfessionslos sind. Morgen werden wir uns ausführlicher damit beschäftigen. Aber unterstreichen möchte ich, wie dankbar ich bin, dass wir dieses Jubiläum gemeinsam mit Bund und Ländern, mit Zivilgesellschaft und vielen kulturellen Institutionen vorbereiten. Denn so wichtig uns der missionarische Auftrag in dieser neue Suche nach Gott ist, so wichtig sind uns auch die gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Folgen der Reformation. Wir leben bis heute von manchen zentralen Einsichten der Reformationszeit zum Thema Gewissen und Verantwortung, Beteiligung und Freiheit.

Und wir können uns noch immer und vielleicht auch wieder ganz neu freuen an jenem Werk Martin Luthers, das unsere Sprache und Vorstellungswelt mehr geprägt hat als jede andere Veröffentlichung der Reformationszeit:

3.4. Die Lutherbibel 2017 – neue Begeisterung wecken

Ihren elementaren Bezugspunkt haben unser Glaube und unsere Frömmigkeit im Wort Gottes, wie es uns in der Bibel überliefert ist. Ob wir über den Umgang mit der Schöpfung Gottes reden oder über unser Verhältnis zu Flüchtlingen – wenn wir als Christen über diese Themen reden, nährt sich unser Reden aus den biblischen Texten, die unseren Glauben prägen und die uns Orientierung geben. Zu den Höhepunkten des vergangenen halben Jahres gehörte für mich deswegen ein Termin im September auf der Wartburg in Eisenach. Ich war gerade zurückgekommen aus Serbien und Ungarn, wo ich die Situation der Flüchtlinge, insbesondere auch an der serbisch-ungarischen Grenze, aus erster Hand kennen gelernt hatte. Und natürlich war bei den Gesprächen, aber auch in Interviews, die ich gegeben habe, immer wieder von der Bibel die Rede. Nun durfte ich auf der Wartburg aus der Hand von Christoph Kähler, des Vorsitzenden der Gruppe von 70 Bibelwissenschaftlern, die jahrelang daran gearbeitet hatten, die neue Lutherbibel 2017 in ihrer Rohfassung in Empfang nehmen. Selten habe ich die ganze Kostbarkeit dieses Buches so stark empfunden wie in diesem Moment, an dem ich in den Tagen vorher so intensiv erfahren hatte, wie sehr dieses Buch mitten ins Leben hinein spricht – ins persönliche Leben, aber auch ins politische Leben. Am Tag vorher hatte ich zusammen mit dem Bundespräsidenten eine Bibelausstellung in Frankfurt eröffnet. Die Veranstaltung auf der Wartburg fand in den Fernseh-Nachrichten breite Beachtung. Dieses neue Interesse an der Bibel ist bemerkenswert. Und wer sich an unsere letzte Synode und an den Vortrag Christoph Käblers und Christoph Levins erinnert, der denkt vielleicht noch daran, welche Begeisterung da zu spüren war, bei den Vortragenden, aber auch bei denen, die zugehört haben. Die Liebe zum Detail, die sorgfältige Prüfung der Bedeutung eines jeden Satzes war Ausdruck der Kostbarkeit von Worten, die die Seele erreichen. Und ich wünsche mir, dass die neue Lutherbibel 2017, wenn sie am 30. Oktober kommenden Jahres dann in der gedruckten Fassung für alle zugänglich wird, zu einer Renaissance der Beschäftigung mit diesem Buch beiträgt. Ich wünsche mir, dass wir alle miteinander eine neue Begeisterung für die Bibel entwickeln und diese Begeisterung auch ausstrahlen. Ich wünsche mir, dass die Bibel zu einem Buch wird, das gerade junge Leute neu entdecken und in ihrer Relevanz für ihr Leben wahrnehmen.

4. In Zeiten der Sorge Zuversicht in der Seele

Lasst uns alle miteinander Sätze wie diesen aus dem 1. Petrusbrief neu entdecken: *"Ihr aber seid das auserwählte Geschlecht, die königliche Priesterschaft, das heilige Volk, das Volk des Eigentums, dass ihr verkündigen sollt die Wohltaten dessen, der euch berufen hat von der Finsternis zu seinem wunderbaren Licht."* (1. Petrus 2,9)

Ich wünsche mir, dass wir uns alle miteinander anstecken lassen von dem Licht und der Kraft, die aus diesem Satz spricht. Dass sich viele anstecken lassen, denen dieses Licht bisher verschlossen war. Dass ein Funke auf sie und uns alle überspringt, der unseren Glauben für die Welt um uns herum neu zum Leuchten bringt.

Das Zeugnis von diesem Licht ist unsere Berufung als Kirche. Alle unsere institutionellen Vollzüge, alle unsere Steuerungsgruppen und Planungsprozesse leben am Ende aus nichts anderem als diesem "wunderbaren Licht", von dem der 1. Petrusbrief spricht. Und die Funken, die den Glauben neu entfachen, darf niemand an die Kirchenleitungen delegieren. Wir alle miteinander sind die königliche Priesterschaft, das heilige Volk. Wir alle miteinander sind es, die in unserer Kirche neue Kraft entfalten können. Nicht weil wir so starke Botschafter sind. Sondern weil unsere Botschaft so stark ist.

Es gibt nichts Tragfähigeres, als gerade in Zeiten der Herausforderungen, in Zeiten der Sorge, durchs Leben gehen zu dürfen mit einem Gefühl der Zuversicht in der Seele, wie es in dem berühmten Glaubensbekenntnis Dietrich Bonhoeffers zum Ausdruck kommt:

"Ich glaube, dass Gott uns in jeder Notlage so viel Widerstandskraft geben will, wie wir brauchen. Aber er gibt sie nicht im Voraus, damit wir uns nicht auf uns selbst, sondern allein auf ihn verlassen. In solchem Glauben müsste alle Angst vor der Zukunft überwunden sein."³

³ Dietrich Bonhoeffer, Nach zehn Jahren [1942], in: ders., Widerstand und Ergebung, hg. von Eberhard Bethge, München 1964, im Prolog.